

Erstmals als „sundirn“ erwähnt: Geschichten und Geschichtliches aus der Vergangenheit des Stadtteils Sondernheim

Der Stadtteil Sondernheim feierte im Jahr 2009 seine erste urkundliche Erwähnung, die auf das Jahr 1309 zurück geht. Mit einer Reihe von Veranstaltungen wurde damals der Fokus auf die reiche Vergangenheit der Gemeinde gerichtet, deren selbständiges Dasein in Folge der rheinland-pfälzischen Verwaltungsreform im April des Jahres 1972 endete. Damals wurde Sondernheim Kraft Gesetzes in die Stadt Germersheim eingemeindet, deren Stadtteil sie bis heute bildet. Auch wenn sich die Rahmenbedingungen geändert haben, so hat der Stadtteil Sondernheim bis heute seine Identität bewahrt, was sich u.a. im örtlichen Vereinsleben ausdrückt.

Die nachstehenden Beiträge lenken die Aufmerksamkeit auf einige Episoden aus der Geschichte der Gemeinde Sondernheim und erheben dabei natürlich keinesfalls den Anspruch einer übergreifenden Darstellung. Vielmehr sollen „Geschichten und Geschichtliches“- wie in der Überschrift angekündigt - aus der Vergangenheit des Stadtteils in einzelnen Episoden beleuchtet werden.

Erste Erwähnung in einem Steuerverzeichnis aus dem Jahr 1309

„Vater Staat“ - wie heute auch im Mittelalter schon über die Höhe der ihm zustehenden Einkünfte aus Städten und Gemeinden besorgt - bescherte den Sondernheimern anno 2009 einen Grund zum Feiern, denn in keinem bedeutungsvolleren Dokument als einer im frühen 14. Jahrhundert angefertigten Übersicht über die Steuern und Einnahmen der damaligen Reichsvogtei im Speyergau verbirgt sich die bislang erstmals bekannte Nennung des Namens „sundirn“.

Heinrich VII., seit dem Jahr 1308 auf dem Königsthron, beauftragte 1309 jeweils einen geistlichen und einen weltlichen Untersuchungsbeamten damit, festzustellen, was die einzelnen Städte und Gemeinden des Speyergaus an Steuern und Abgaben zu leisten hatten. In Gegenwart achtbarer Zeugen wurden die Ergebnisse der Befragung schließlich zu Protokoll genommen.

Danach hatte man von der Gemeinde „sundirn“ jährlich 21 ½ Malter Korn an Naturalabgaben und drei Pfund an Geld zu beanspruchen.

Von diesem Gemisch von Natural- und Geldwirtschaft waren zu Beginn des 14. Jahrhunderts auch die Städte nicht ausgenommen, wie etwa das benachbarte Germersheim, eine zu jener Zeit noch sehr junge Stadt, die acht Pfund an Geld zu entrichten hatte, während die übrigen Steuern und Abgaben in Getreide, Heu, Enten, Kapaunen und Salz zu bestreiten waren.

Ein weiteres Dokument aus dem Jahr 1309 weist den Namen Sondernheims außerdem auf. Erneut ergibt sich eine unmittelbare Verbindung zum Speyergau und dem damaligen Landvogt Raugraf Georg. Von 1304 bis zu seinem Tod im Jahr 1309 im Amt, ging dieser Landvogt insbesondere durch

die von ihm verübten Erpressungen und manchen „Unterschleif“, der dem rührigen Raugrafen in Ausübung seiner Amtsgeschäfte untergekommen war, in die Geschichte ein.

Das Schriftstück, in dem alle geschädigten geistlichen Körperschaften, Gemeinden und Einzelpersonen den jeweiligen Schaden aufgrund der geschehenen Übergriffe bezifferten, nennt auch „Suondirn“ und datiert aus dem Frühjahr des Jahres 1309, da der Tod des Raugrafen Georg am 7. Februar 1309 hierin erwähnt wird.

Im Hinblick auf das Gemeinwesen, das zu jener Zeit als Sondernheim existierte, lässt sich also feststellen, dass die Gemeinde um 1309 bereits bestanden hatte, und damit wohl älter war als die erste schriftliche Erwähnung ihres Namens in einem Steuerverzeichnis, das vor 700 Jahren angelegt wurde.

Beide Dokumente, die von Heinrich VII. veranlasste Untersuchung über die Einkünfte der Reichsvogtei im Speyergau sowie über die Erpressungen des Raugrafen Georg in seiner Zeit als Landvogt, wurden bereits 1855 erstmalig in gedruckter Form veröffentlicht und sind nach den Angaben der Quellensammlung „Monumenta Germaniae Historica“, welche die Texte ebenfalls wiedergibt, auf einem Rotulus im Archiv des Domkapitels zu Pisa verwahrt. In Pisa ruht übrigens auch Heinrich VII, der den Auftrag zur Erstellung des Verzeichnisses über die Steuern und Abgaben der Reichsvogtei im Speyergau gab. Er starb, auf einem Kriegszug gegen Robert von Neapel im August 1313 an Malaria und wurde in einem prächtigen Marmorgrabmal im Dom zu Pisa beigesetzt.

Zeichen lokaler Identität: Wappen und Siegel

Mit der Entwicklung des Ortes untrennbar verbunden war auch die Existenz eines Siegels und Wappens als symbolträchtige, bildliche Darstellung der Gemeinde und Ausdruck der lokalen Identität. Zudem wurden mit dem Gemeindegel wichtige Rechtsakte, Urkunden und Verträge bekräftigt und erhielten dadurch erst Rechtskraft, d.h., die getroffenen Regelungen waren damit erst „besiegelt“.

Die Wappen der Pfälzer Städte und Gemeinden wurden im 20. Jahrhundert durch Historiker und Heraldiker erforscht und beschrieben. Das Wappen der Gemeinde Sondernheim zeigt demnach einen von Gold und Blau gespaltenen Wappenschild, der links von einer halben silbernen Lilie bestimmt wird, deren roter Bund (Wirtel) balkenförmig und am Ende sich verbreiternd in die rechte Schildhälfte hineinragt. So lautet die Beschreibung des Wappens, wie sie Karlheinz Debus, der frühere Leiter des Landesarchivs Speyer, in seinem „Großen Wappenbuch der Pfalz“ mitgeteilt hat. Das Wappen wurde in dieser Form vom Ministerium des Innern in Mainz am 20.3.1962 genehmigt und von der selbständigen Gemeinde bis zu Ihrer Eingemeindung nach Germersheim per Landesgesetz zum 1.4.1972 geführt.

Diesem von der Regierung genehmigten Wappen ging ein in früheren Jahrhunderten ein gewohnheitsrechtlich geführtes voraus, das weitgehend ähnliche heraldisch gestaltete Elemente aufwies. Bereits für das Jahr 1579 ist ein Gerichtssiegel für die Gemeinde Sondernheim nachweisbar, das im 18. Jahrhundert leicht abgewandelt wurde.



Abdruck des Sondernheimer Gemeindesiegels in den Gemeinderechnungen der Gemeinde aus dem Jahr 1776. Die Umschrift weist das Siegel als „DAS GERICHT SIGEL ZV SONDERHEIM“ aus, wie es in jener Zeit von der Gemeinde gewohnheitsrechtlich geführt wurde (Aufnahme: Ludwig Hans).

Die Heraldiker des 20. Jahrhunderts deuteten das Wappen bzw. Siegel als Hinweis auf die Gottesmutter Maria, Patronin der Kapelle in Sondernheim und des im Mittelalter in Germersheim ansässigen Servitenordens, der seit dem 15. Jahrhundert die Seelsorge in der Filiale Sondernheim versah. Der Balken im Wappen bzw. der Lilienbund wurden als Teil des Servitenkreuzes angesehen.

Abdrücke des Sondernheimer Siegels haben sich u.a. auch an Schriftstücken wie den Gemeinderechnungen aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts erhalten, die sich im Bestand des Archivs der ehemals selbständigen politischen Gemeinde befinden.

In jenen Jahren bestand das Dorf aus 46 Häusern (1785) und 1802 zählte man 263 Einwohner, darunter 222 Katholiken und 41 „Reformirte“. Die Gemeinde lag nach der 1836 erschienenen „Geschichte des Königlich-Bayerischen Rheinkreises“ aus der Feder des Hatzenbühler Pfarrers Michael Frey eine Dreiviertelstunde südöstlich von Germersheim, „rechts der Sollach, und auf einer Landzunge des alten Hochufers“.

Weiter berichtete Frey über die Struktur der Gemeinde Sondernheim und die Lebensverhältnisse ihrer Bewohner: „Sie hat dermalen, mit dem dazu gehörenden Schleusenhouse nächst der wichtigen, im Jahre 1819 erbauten Rhein-Dammschleuße, 586 Bewohner, worunter 452 Katholiken, 121 Protestanten und 3 Juden. Sie nähren sich vorzüglich von Schifffahrt und Fischerei sowohl in dem Rheine als in dem der Gemeinde gehörigen Fischwasser, genannt die Tränke. Auch besaß diese Gemeinde früher die Aue oder den Willigwald zu 60 Morgen auf der Rechten des Rheins, und hat in neuester Zeit einen nahe gelegenen Herrschafts-Wald käuflich an sich gebracht“.

**Einblicke in den dörflichen Alltag im ausgehenden 18. Jahrhundert:
Die Sondernheimer „Gemeinde- und Schatzungs-Rechnungen“**



*Die Sondernheimer Gemeinde- und Schatzungs-Rechnungen aus dem Jahr 1776
(Aufnahme: Ludwig Hans).*

Zu den ältesten entstandenen und heute noch am Ort erhaltenen Quellen zur Geschichte der Gemeinde Sondernheim zählen ohne Frage die „Gemeinde- und Schatzungs-Rechnungen“ aus dem späten 18. Jahrhundert, die auf diese Weise ein Spiegelbild des Gemeindelebens vor mehr als 200 Jahren in Zahlen und Fakten wiedergeben. Die Bände, die mit dem Jahr 1776 beginnen, wurden vom jeweiligen Einnehmer geführt und nach Abschluss der vorgesetzten Stelle, dem kurpfälzischen Oberamt in Germersheim, zur Prüfung vorgelegt, welche die Akten schließlich an die entsprechende Kammer am kurfürstlichen Hof zu Mannheim weiterleitete, wo eine letzte Prüfung die Gemeinderechnung endgültig „ad acta“ legte.

Im Gegensatz zum heute üblichen Kalenderjahr begann das Rechnungsjahr in Sondernheim damals noch zu Maria Lichtmess (2. Februar) und endete auch wieder zu diesem Termin. Dieser kirchliche Feiertag markierte früher den Beginn des sogenannten „Bauernjahrs“, an dem die Arbeit wieder aufgenommen wurde. An diesem Tag endete auch das Dienstbotenjahr, die Mägde und Knechte bekamen den Rest des Jahreslohns ausbezahlt und konnten sich eine neue Stelle suchen.

Im vorderen Teil des Bandes von 1776 finden sich Eintragungen über die damals üblichen Maße und Einheiten. So lesen wir beispielsweise: „Ein Fuder Wein hat 10 Ohm, die Ohm 12 Viertel, daß Viertel 4 Maaß, die Maaß 4 Schoppen“.

Darüber wurde die Entfernung Sondernheims zum Rhein, zur nahegelegenen Oberamtsstadt Germersheim sowie zur Residenz Mannheim festgehalten, wobei die zu Fuß zurückzulegende

Zeit angegeben wurde: „Hiesiger Ort ist entlegen von der Oberamts Statt Germersheim 3/4 Stund, von der Residenz Statt Mannheim 7 3/4 Stunden, von dem Rhein 1 Viertel Stund“.

Die Einnahmen spiegeln u.a. die damals üblichen Gepflogenheiten wider, wie etwa das „Bürger Geld“, das jeder entrichten musste, der sich am Ort niederlassen wollte wie auch die Einnahmen, welche die Neubürger für die Beschaffung eines Feuer-Eimers, den alle Einwohner im Brandfall bereit zu halten hatten, entrichten mussten. Einnahmen aus dem „Gras Erlös“, aus den Strafen aus dem Feld- und Waldfrevel und der Verpachtung von Fischwassern reflektierten weiterhin den gemeindlichen Alltag in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts.

Einen festen Posten in den Gemeindefinanzen bildeten die Einnahmen aus der Verpachtung der Sondernheimer Ziegelhütte. Für das Jahr 1776 wurde notiert, dass es im besagten Zeitraum fünf Ziegel-Brände gab, für die der Ziegler Daniel Klein 18 Gulden und 30 Kreuzer an die Gemeinde abgeliefert hatte.

Alle Einnahmen zusammengerechnet, belief sich der Sondernheimer Haushalt im Jahr 1776/77 auf rund 560 Gulden. Damit waren eine Reihe von Kosten zu decken wie etwa die Ausgaben für die Unterhaltung gemeindlicher Bauten. So erhielt im Jahr 1776 Johannes Hartmann aus Bellheim für die Herstellung einer „Brücke an der Sohlach“ 31 Gulden, das Justieren und die Reparatur der Uhr am Rathaus erforderte knapp fünf Gulden.

Auch Besoldungskosten waren zu leisten, etwa anteilig an den kurfürstlichen Landschreiber und den Schultheißen in Germersheim, den Fauthei-Boten und an die Hebamme. Wie vermerkt wird, musste sich die Gemeinde auch an den Kosten der „Montour“ beteiligen, welche der Fauthei-Bote „aus der Frankenthaler Fabrique“ erhalten hatte. Neben den finanziellen Vergütungen waren auch eine Reihe von „Accidentalien“, also Naturaleinkünfte der kurfürstlichen Beamten, zu leisten. So hatte der kurfürstliche Oberamtmann in Germersheim im Jahr 1776 vier „Fasten-Fische“ von den Sondernheimern erhalten, während sich seine nachgeordneten Beamten wie der Landschreiber, der Ausfauth und der Keller mit jeweils zwei Fischen zur Fastenzeit, der Oberamtsschreiber sogar nur mit einem Fisch begnügen musste.

Unter der Rubrik „Ausgaben Geld ins Gemein“ finden sich alle übrigen Ausgaben, die der Gemeinde im Rechnungsjahr entstanden waren. Hierunter wurden z.B. auch die Kosten für das Öl verbucht, das der Nachtwächter verbraucht hatte und die Ausgaben für Schuhe und Stiefel, die den beiden Hirten der Gemeinde zustanden. Interessant ist der Hinweis auf den Ankauf von 74 Maulbeerbäumen, die von der Gemeinde bezogen werden mussten. Unter

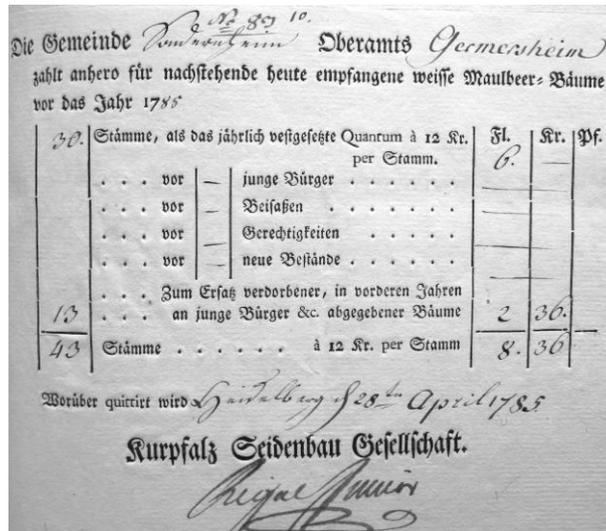
Kurfürst Carl Theodor (1742-1799) gab es Versuche, in pfälzischen Gemeinden zur Seidengewinnung Maulbeerbäume systematisch anzupflanzen.

Maulbeerbäume und Seidengewinnung in Sondernheim im 18. Jahrhundert

Als sich der Sondernheimer Feldschütz Georg Adam Fischer am 6. April des Jahres 1781 mit Ross und Wagen auf den Weg nach Heidelberg machte, war dies sicherlich eine willkommene Abwechslung im sonst eher eintönigen Alltagsleben des dörflichen Feldhüters. Doch mit der Dienstreise, die Fischer in den frühen Morgenstunden von seiner Heimatgemeinde in die ehemalige kurpfälzische Residenz am Neckar antrat, verband sich eine besondere „Mission“, denn er musste in einer Heidelberger Baumschule 30 junge Maulbeerbäume abholen, die in der Gemeinde Sondernheim zur Seidengewinnung angepflanzt werden sollten.

Was man zunächst für die ehrgeizige Marotte eines Dorfschultheißen halten könnte, war indes keine absonderliche Eigenheit im damaligen Bauern- und Fischerdorf, sondern eine, von Kalkül getragene Vorgabe der kurfürstlichen Regierung. Nachdem bereits in der Mitte des 18. Jahrhundert unter Kurfürst Karl Philipp (1716-1742) der Versuch der Seidenraupenzucht und damit die Gewinnung von Seide fehlgeschlagen war, unternahm Kurfürst Karl Theodor (1742-1799) nochmals Anstrengungen, dieses Vorhaben zu neuem Leben zu erwecken. Eine eigens gegründete „Seidenbaugesellschaft“ erhielt den Auftrag, innerhalb von vier Jahren 12000 Maulbeerbäume in den Gemeinden der klimatisch begünstigen Pfalz anzupflanzen und die Bevölkerung in der Seidenraupenzucht zu unterweisen.

Nachdem die Gesellschaft ihre vertraglichen Verpflichtungen nicht eingehalten hatte, entzog ihr der Kurfürst nach zwei Jahren Rechte und Auftrag und übertrug diese dem Seidenstrumpffabrikanten Jean Pierre Rigal, der bereits im Herzogtum Württemberg als Generalinspektor der Maulbeerplantagen Erfahrung gesammelt hatte. Maulbeerplantagen befanden sich in und um Heidelberg, wo man auch fünf Baumschulen angelegt hatte, welche die Gemeinden mit den nötigen Pflanzen belieferten.



Quittung über den Empfang von 43 weißen Maulbeerbäumen zur Gewinnung von Seide für die Gemeinde Sondernheim, ausgestellt in Heidelberg am 28. April 1785 vom Betreiber der kurpfälzischen Seidenbaugesellschaft, Rigal (Aufnahme: Ludwig Hans).

Im Jahr 1770 machte man den Gemeinden den Anbau von Maulbeerbäumen zur Auflage, doch waren diese Versuche auf die Dauer nicht von großem Erfolg gekrönt, denn die Zucht der Raupen war nicht gerade einfach, erforderte tägliche zeitraubende Pflege und bereitete vor allem den damit beauftragten kurpfälzischen Untertanen viel zusätzliche Arbeit. Durch Vernachlässigung gingen daher auch viele Maulbeerbäume ein und mussten nachgepflanzt werden. Die Kontrolle über die Aufzucht wurde von einem gemeindlichen „Obmann“ wahrgenommen, dem wiederum ein „Oberobmann“ vorgesetzt war, der einmal jährlich die Pflanzungen inspizierte.

In der Gemeinde Sondernheim – wo die erhaltenen Gemeinderechnungen mit dem Jahr 1776 einsetzen – hatte man den örtlichen „Schützen“ (Feldhüter) Georg Adam Fischer zum „Obmann über die Maulbeerbäume“ bestellt und ihm dafür eine Entschädigung von einem Gulden und dreißig Kreuzern jährlich gewährt. Der örtliche Obmann erhielt von Zeit zu Zeit „Besuch“ von einem sachkundigen „Oberobmann“, der die lokalen Erfolge in der Pflege der Maulbeerbäume wie auch der Seidengewinnung kontrollierte und dafür auch von der Gemeinde vergütet werden musste - „auf oberamtlichen Befehl“, wie es dazu in den alten Bänden heißt.

In dieser Funktion begegnen zunächst Michael Hammerschmitt aus Rohrbach bei Heidelberg (1776), wie auch die Oberobmänner Häuser und Kauffmann in den folgenden Jahren. Die Gemeinde Sondernheim bezog 1776 74, im Jahr 1777 und in der Folgezeit regelmäßig pro Jahr „30 Stämme sechsjährige versetzbare Maulbeer Bäume“, die 12 Kreuzer pro Baum kosteten und in Heidelberg von einem Beauftragten der Gemeinde, meistens dem besagten „Obmann“, abgeholt werden mussten.

1778 wurden 34 weiße Maulbeerbäume bezogen, 1781 waren es 30 Stück und 1782 sogar 64, wobei davon auszugehen ist, dass Nachpflanzungen vorgenommen werden mussten, nachdem offenbar ein Teil der Bäume eingegangen war. Eine Quittung aus dem Jahr 1784 belegt, dass damals zunächst „das jährlich gewohnte Quantum für die Gemeinde“ von 30 Jungbäumen abgeholt wurde. Zusätzlich hatte

der Sondernheimer Obmann für die Maulbeerbaumpflanzung und Seidengewinnung noch acht Stämme für „vier junge Bürger“ und weitere 13 als „Ersatz vor verdorbene, in vorderen Jahren an junge Bürger etc abgegebene Bäume“ aufzuladen. Hinzu gesellten sich noch weitere vier Maulbeerbäume, welche die Gemeinde laut Quittung „ohnentgeltlich“ als Siebtel des Quantums der Gemeinde erhielt, so dass insgesamt 55 Bäume an diesem 16. April 1784 nach Sondernheim zu transportieren waren.

Nachdem in den Rechnungsbänden eine Lücke klafft, sind wir letztmals für das Jahr 1785 darüber unterrichtet, dass die Gemeinde Sondernheim die üblichen 30 weißen Maulbeerbäume bezog, bevor sich die Nachrichten über Maulbeerbäume und Seidenraupenzucht in Sondernheim in der Folgezeit vollends verlieren. Wo die Maulbeerbäume letztlich gesetzt wurden, lässt sich leider nicht mehr nachweisen. Von anderen Gemeinden in der Rheinebene ist jedoch bekannt, dass dies oftmals in den „Chausseegräben“ der jeweiligen Gemarkung bzw. in der Nähe des Rheins der Fall war. Wie viele „Mengen“ des kostbaren Naturprodukts letztendlich in Sondernheim erzeugt worden waren, wurde der Nachwelt ebenso wenig überliefert.

Nachdem die kurfürstliche Regierung im März 1792 alle Privilegien der Seidenbaugesellschaft aufgehoben hatten, werden sich die Untertanen vermutlich auch nicht mehr weiter der ungeliebten Seidengewinnung gewidmet haben. Die Zeiten änderten sich zudem, denn das Gedankengut der französischen Revolution wurde bald auch mit militärischer Gewalt im Territorium des Kurfürsten verbreitet. Mit dem Wiedereinsetzen der Sondernheimer Gemeinderechnungen ab 1807 zeigt sich, dass der Sondernheimer Bürgermeister Stubenrauch, der nun die französische Amtsbezeichnung „Maire“ trug, andere Sorgen als die Gewinnung von Seide zur Herstellung eleganter Bekleider und zur Fabrikation von Seidentapeten zur Ausstattung repräsentativer Räume hatte. Den vormals kurfürstlichen Untertanen, in deren ländlich-dörflicher Alltagswelt das Luxusgut Seide ohnehin nie eine Rolle gespielt hatte, dürfte dies indes nur recht gewesen sein.

Raufexzesse und Trunkenheit im Dienst: Sondernheimer Kirchweih anno 1860

Germersheim im August des Jahres 1860. Vor dem Hintergrund der in wenigen Tagen veranstalteten Kirchweih im nahe gelegenen Bauern- und Fischerdorf Sondernheim ergreift die Kommandantur der Festung Germersheim vorsorglich Maßnahmen, die „Exzesse“ von Militärangehörigen während der Feiertage verhindern sollen. Allerdings ohne nennenswerten Erfolg, wie sich kurz darauf herausstellen wird.

Die Sondernheimer Kirchweih, in der Geschichte des Dorfes ein traditionsreiches Fest, das einst im arbeitsreichen Leben der Bauern, Schiffer und Fischer einen hohen Stellenwert genoss und etwas Abwechslung in den monotonen dörflichen Alltag brachte, erhielt durch die Belegung der nahe gelegenen Stadt Germersheim mit einer üblicherweise mehr als 3500 Mann zählenden Garnison in den 1840er Jahren eine bis dato unbekannt Facette, so dass die

früher von den Kerweburschen oder Straußbuben aufgeworfene Frage „Wem gehört die Kerwe?“ bald eine neue Qualität erhielt.

Hatten sich zuvor nur die örtlichen Raufbolde und Kraftmeier im Rausch verprügelt, so gesellten sich nun auch junge Männer aus Franken, Schwaben und Altbayern zu den Festbesuchern, die keinem Streit aus dem Weg gingen und eine „zünftige“ Wirthausrauferei als willkommene Abwechslung vom Dienst nach Vorschrift im drögen Germersheimer Kasernenalltag empfanden.

Bei den Festlichkeiten anlässlich der Kirchweih, die bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein an der Ecke Kirchstraße/Rathausplatz gefeiert wurde, standen natürlich Tanzbelustigungen und der Besuch der örtlichen Wirtshäuser im Mittelpunkt des Geschehens. Offenbar war es über die Jahre hin schon regelmäßig zu gewaltsamen Vorfällen gekommen, an denen alkoholisierte Militärangehörige der Garnison Germersheim beteiligt waren.

Aus diesem Grund wurde kurz vor Beginn der Kirchweih in den Schreibstuben der Kommandantur verfügt, dass am Sonntag, dem 19. August 1860, nachmittags von 3 Uhr an zwei zuverlässige Unteroffiziere in der Wirtschaft Stubenrauch (zum „Karpfen“ in der heutigen Kirchstraße) in Sondernheim anwesend zu sein hatten, um dort die „Aufrechthaltung der Ordnung“ zu garantieren.



Postkarte aus Sondernheim aus der Zeit um 1900. In der Mitte der Ansichten eine Abbildung des Wirtshauses zum „Karpfen“, wo es während der Kerwe des Jahres 1860 zu „Raufexzessen“ gekommen war.

Die Anwesenheit zweier Unteroffiziere scheint die ausgelassene Stimmung der Kerwebesucher indes nicht getrübt zu haben, denn bereits unter dem Datum des 20. August vermerken die Kommandanturtagebücher, dass es am Sonntag in Sondernheim zu „Raufexzessen mit Verwundungen“ gekommen war. Der Festungskommandant reagierte sofort und verbot sämtlichen Mannschaftsdienstgraden der Garnison bis auf weiteres den Besuch des Ortes Sondernheim. Zusätzlich wurde die Feldgendarmarie (Militärpolizei) für den Rest der Kirchweih nach Sondernheim beordert, wo sie jeden Unteroffizier,

der gegen dieses Verbot verstieß, anzeigen, und jeden einfachen Soldaten, der es wagte, sich dort zu zeigen, sofort festnehmen sollte.

In den folgenden Tagen begannen die Ermittlungen gegen Soldaten der Garnison wegen „Exzesses in einem Wirthshause“, „subordinationswidrigen Benehmens“ und Beschimpfung eines Feldgendarmen. Gegen einen Soldaten mussten die Ermittlungen zunächst ausgesetzt werden, da dieser noch im Militärkrankenhaus lag und nicht vernehmungsfähig war. Ein disziplinarisches Nachspiel hatte die Sondernheimer Kirchweih allerdings auch für einen der Unteroffiziere, der als „Sauvegarde“ (Sicherheitswache) eingesetzt war, sich aber von der guten Stimmung und dem Kerwetreiben mitreißen ließ und sich nunmehr selbst wegen Trunkenheit im Dienst zu verantworten hatte.

Einst eine Institution am Ufer des Rheins: „Vater Mellein“ und das „Wohnschiff“

Die „gute, alte Zeit“, hätte es sie jemals gegeben, so wäre sie bestimmt an einer „Institution“, die lange Zeit für Berufsschiffer und Wirtschaftsgäste am Rheinstrom bei Sondernheim von großer Bedeutung war, geradezu greifbar geworden: Bei dampfendem Grog oder dem Duft gebackener Fische, den Blick durch spitzenbesetzte Vorhänge an kleinen Fenstern auf den grün schimmernden Rhein gerichtet, gerieten die Gäste des „Wohnschiffs“ mehr als einmal ins Philosophieren über Gott und die Welt.

Die Berufsschiffer der Schlepper und Lastkähne zogen, nachdem sie ihre Taue am Leinpfad fachmännisch verknotet hatten, profanere Bedürfnisse zum „Wohnschiff“, wo sie sich stärken und aus den Beständen des Lagers mit Lebensmitteln für die Weiterreise versorgen konnten.

Die Geschichte des „Wohnschiffs“, dem echt Pfälzer Mutterwitz den Namen „Rheinschnook“ verliehen hatte, reicht weit zurück. Der langjährige Betreiber Adam Mellein IV. ging – einer alten Tradition im Dorfe folgend – bereits im Jahr 1896, im Alter von 13 Jahren unter die Rheinschiffer, um ihr Handwerk gründlich zu erlernen. Später pendelte er als Lotse zwischen seinem Heimtort Sondernheim und Straßburg. Der Erste Weltkrieg und die folgenden Inflations- und Besatzungsjahre brachten mancherlei Schwierigkeiten mit sich. Die damalige Wohnungsnot zwang Mellein, sich im sogenannten „Willichhäusel“ in der Nähe der Ziegelei Stubenrauch niederzulassen, wo dann schließlich auch die Idee mit dem „Wohnschiff“ geboren wurde.



Ein „ruhender Pol“ im Rheinstrom war einst das Wohnschiff bei Sondernheim, wo der ehemalige Lotse Adam Mellein IV. die Schiffer versorgte und die „Rheinschnook“ als schwimmende Gaststätte betrieb. Unser Foto zeigt das Boot im Jahr 1957.

Am Ankerplatz Sondernheim, den Rheinschiffern schon längst vertraut, war der Ort, an dem Adam Melleins gastronomische Laufbahn begann. Zunächst handelte er mit Flaschenbier, das er den Schiffern verkaufte, doch bald trug er sich mit dem Gedanken an eine „schwimmende Wirtschaft“. Diese fand er 1929 in Holland, wo er ein Boot kaufte, das vor dem Ersten Weltkrieg zunächst als schwimmende Schiffer-Missionskirche gedient hatte. Später hatte man es zu einem Kino umgebaut, einige Jahre danach richtete man in seinen Räumen eine Kunstlergalerie ein, in der holländische Maler ihre Werke ausstellten.

Nach weiteren Zwischenstationen – u.a. als Tischlerwerkstatt – gelangte das Boot schließlich in den Besitz von Adam Mellein, der es 1929 erwarb und nach Sondernheim überführte. Für die nunmehrige „Rheinschnook“ begann damit eine neue Epoche, da das Schiff mit Hilfe eines befreundeten Schreiners ausgebaut und mit den notwendigen Räumen und Einrichtungen versehen wurde, die es zu einer Gaststätte werden ließen. Damit die schwimmende Wirtschaft nicht zu sehr im Wellenschlag des Rheines schwankte, wurde der Schiffsboden mit gewaltigen Mengen Beton angefüllt. Gut gefüllt waren bald auch die Vorratsräume der „Rheinschnook“, die zum „schwimmenden Kaufladen“ der Schiffer und Fahrensleute wurde und sich außerdem, dank des guten Rufs ihrer Küche und einer gut sortierten Getränkekarte, schnell zu einem viel besuchten Ausflugsziel am Rhein zwischen Germersheim und Sondernheim etablierte.

Das Wohnschiff überstand, trotz mancher Gefahren, auch die Wirren des Zweiten Weltkriegs gut, und nahm nach einigen abenteuerlichen Zwischenspielen im September 1945 wieder den alten Ankerplatz ein. Von Mai 1946 bis zum Frühjahr 1947 beschlagnahmt, diente es

Zu den prominenten Gästen des „Wohnschiffs“ zählte im Oktober des Jahres 1954 auch August Heinrich, besser bekannt als „Bellemer Heiner“.

zunächst der französischen Marine und der Strompolizei. Bald jedoch erhielt Mellein sein Eigentum zurück und nach der Währungsreform

liefen der Betrieb auf der „Rheinschnook“ und damit auch das

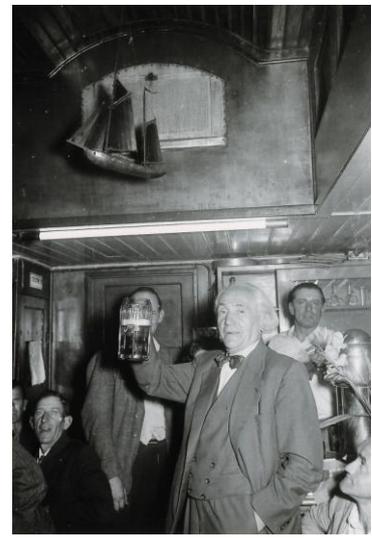
Leben an Bord wieder an. Zahlreiche Ausflügler fanden in den folgenden Jahren den Weg zur „Rheinschnook“, so dass man auf dem Ufer, am Leinpfad, im Jahr 1954 die „Rheinuferterrasse“ erbaute, um der starken Frequentierung durch Gäste Rechnung zu tragen.

Die ureigene Atmosphäre der „Rheinschook“ schilderte Heinz Sturm in einem 1957 erschienen Beitrag im „Pfälzer Tageblatt“ anschaulich, indem er schrieb: „Der alte Lotse Adam Mellein und seine Familie sind fast mit ganz Europa gut Freund. Wenn abends die massigen Schiffsleiber in langer Reihe am Leinpfad vertäut sind und die Lichterkette ihrer Positionslampen die Dämmerung verzaubert, schwirrt der holzgetäfelte Raum der Wirtsstube von Stimmen und Musik. Da finden sich Schiffer, Bauern und Studenten zusammen, da heben Fischer, Jäger und Beamte die Gläser. Mit dem bläulichen Tabakrauch vermengt sich der Duft gebackener Fische ... Auf dem Wohnschiff wird Fraktur geredet. Pfälzer Lebensart und die Sprache der Stromfahrer, für die es keine Ländergrenzen gibt, haben hier das Wort ... Vom Deck seines schwimmenden Restaurants ruft der Lautsprecher den vorüberdampfenden Schiffen Nachrichten zu. Sondernheim ist für die Rheinschiffer ein markanter Punkt auf der Karte. Es gibt kaum einen Platz, wo sie – falls es ihre Order erlauben – ihre Mützen und Westen lieber an den Nagel hängen, als bei Vater Mellein“.

Doch acht Jahre später, am 10. Mai 1965, schloss „Vater Mellein“ für immer die Augen. Seine Tochter übernahm die Bewirtschaftung und führte den Betrieb zunächst weiter.

Die einstmals ruhige Lage am Strom war in den folgenden Jahren durch den stark angewachsenen Schifffahrtsverkehr nicht mehr gegeben, so dass das „Wohnschiff“ schließlich 1966 den Besitzer wechselte und in das Eigentum des Speyerer Motorsportclubs überging, der darauf sein schwimmenden Clubhaus einrichtete.

Die Erinnerung an das schon legendäre Wohnschiff hielt noch lange Zeit die am Ufer errichtete „Rheinuferterrasse“ aufrecht, die als Gaststätte den Namen „Rheinschnook“ führte. Aber auch sie hat mittlerweile ihre Tore geschlossen.



Das Gasthaus zum „Schwanen“: Ein Stück Sondernheimer Dorf- und Wirtshausgeschichte



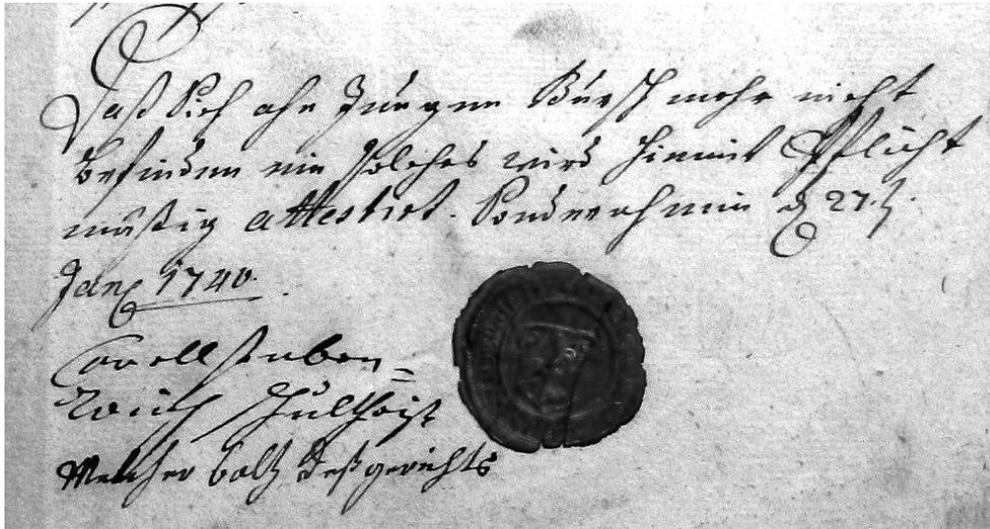
Das Gasthaus zum „Schwanen“ ist das älteste Gasthaus in Sondernheim. Seit Jahrhunderten schon schmückt ein schmiedeeisernes Wirtshauschild den Fachwerkbau aus dem 18. Jahrhundert].

An den Wirtshaustischen, die im seidenmatten Glanz ihrer Patina noch heute die Gaststube möblieren, zechten einst schon Fuhrleute, Rheinschiffer und Treidler, die in den Zeiten vor der allgemeinen Modernisierung und Technisierung Rheinschiffe mit Pferden und Muskelkraft bergauf zogen. Beim Landgang „enterten“ sie nicht selten das Wirtshaus zum „Schwanen“, das dort liegt, wo die alten Pfade von der Rheinniederung zu der auf dem Hochufer gelegenen Schiffergemeinde Sondernheim aufsteigen.

Auch heute bewegt sich, wer den „Schwanen“ betritt, auf historischem Boden. Zeigt schon die äußere Gestalt des Fachwerkbaus mit dem schmiedeeisernen Wirtshauschild, dass man vor dem ältesten Wirtshaus des Dorfes steht, so verstärkt sich dieser Eindruck noch beim Betreten der Gasträume, in die ein altes emailliertes Schild mit der Aufschrift „Wirtschaft“ den Besucher weist.

Im Innern des alten Gasthauses künden viele Dinge von vergangenen Tagen, erzählen von den Zeiten, in denen der „Schwanen“ mit seinem Tanzsaal im Obergeschoß, bei dem sich so manche Kirchweih trefflich feiern ließ und den ausgedehnten Wirtschaftsgebäuden im Hof, in denen einst Tabak- und Spargel verwogen wurden, zu den Kristallisationspunkten des dörflichen Lebens gehörte.

Über die Zeiten bewahrt und liebevoll in der Gegenwart wieder arrangiert hat die Relikte und Erinnerungsstücke vergangener Zeiten, die sich heute zu einem Ensemble von Zeugnissen aus Dorf- und Wirtshausgeschichte, aber auch der Vergangenheit der eigenen Familie und persönlichem Erleben gefügt haben, Agnes Flick. Sie hat im November 2008 den „Schwanen“, nach 21 Jahren wieder eröffnet, der zuvor mehr als ein halbes Jahrhundert lang (von 1931- 1987) von ihrer Familie betrieben worden war.



In der Sondernheimer Ortsgeschichte von Willi Fath wird darauf hingewiesen, dass der „Schwanen“ bereits im Jahr 1734 als Gasthaus erwähnt wurde. Wenige Jahre später war Karl („Caroll“) Stubenrauch Schultheiß der Gemeinde, der auf diesem Schriftstück an das Oberamt Gernersheim aus dem Jahr 1740 mit Melchior Boltz („des Gerichts“) unterzeichnet hatte (Aufnahme: Ludwig Hans).

Wer von ihr durch die „Nostalgieküche“ geführt wird, hat das Gefühl, dass die Zeit genau hier stehengeblieben sei: Ein aufgeschlagenes Heft mit Großmutter's handgeschriebenen Hausrezepten, an der Wand alte Fotografien, irdene Schüsseln, eiserne Pfannen, Krüge und Steinguttöpfe von anno dazumal auf dem unübersehbaren alten Herd unter dem früheren Rauchabzug verleihen der „Nostalgieküche“ ihren Reiz und fast meint man, es könne wohl nicht mehr lange dauern, bis Schiffer, Treidler und Fahrensleute durch die niedrige Tür treten, um an den blankgeputzten alten Tischen Platz zu nehmen und bei Gesprächen über Land und Leute ihren Schoppen mit Bedacht zu leeren, wie dies der frühere Sondernheimer Schullehrer und Schriftsteller Willi Gutting (1901 – 1986) in seiner „Treidlergeschichte“, der den „Schwanen“ zum Ort der Handlung gemacht hat, schildert.

Ein Blick durch das Küchenfenster nach draußen, in den von uralten Kastanien bestandenen, in herbstlich-regnerischer Tristesse liegenden „Schwanengarten“ führt aus dem Reich der Erinnerung jedoch schnell wieder zurück in die Gegenwart.

Wirtin Agnes Flick hatte sich 2008 entschlossen, die traditionsreiche Gaststätte, die seit dem Jahr 1987 nicht mehr bewirtschaftet und nur noch als Wohnhaus genutzt worden war, neu zu eröffnen. Ihre berufliche Tätigkeit im Dialysezentrum hing Sie dafür an den Nagel, ist nun jedoch mit voller Hingabe „Schwanenwirtin“ und könnte sich auch nicht vorstellen, irgendwo anders zu leben, als in ihrem Elternhaus in der Hördter Straße 6, wo sich ihr bisheriges Leben abgespielt hat, mit allen Höhen und Tiefen, wie etwa der jahrelangen aufopferungsvollen Pflege ihrer erkrankten Eltern. Verarbeitet hat sie die dabei gewonnene Lebenserfahrung bereits im Jahr 1993 in dem Buch „Weg zur Seelenreife oder verblühte Jugend“. Die Geschehnisse mit der Pflege ihrer Eltern, die wesentlicher Bestandteil ihres Lebens geworden waren, musste sie sich damals von der Seele schreiben.

Weitere „Büchlein“, wie Agnes Flick ihre Veröffentlichungen nennt, folgten, etwa 1994 mit „Gestern ist Vergangenheit“, in dem sie alte Stammtischgeschichten aus dem „Schwanen“ wiedergab. 1996

schließlich erschien „Des sin doch Fertz mit Kricke“, in dem sie heitere Schnurren und Anekdoten, von Mutter und Tante einst mündlich überliefert, zu Mundartgeschichten formte.

In alten Sondernheimer Schultagebüchern geblättert

Verwüstete Schulsäle, zu Brennholz verarbeitetes Schulmobiliar und keinerlei Lehrmittel: Die Situation in der Sondernheimer Volksschule in der Zeit unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs war alles andere als zufriedenstellend.

Erst nach Abzug der Besatzungstruppen war es im Jahr 1945 möglich, den Schaden zu sichten, der in der Schule entstanden war.

Neben den großen Verlusten an Inventar und Ausstattung waren vor allem auch die Schäden am Gebäude des alten Gemeindehauses zu beklagen, wo die Klassen der katholischen Volksschule von alters her unterrichtet worden waren: Hier war eine Granate detoniert, welche die südliche Ecke des Gebäudes getroffen hatte. Der Druck der Detonation hatte nahezu alle Fensterscheiben zerstört.

Auch die Verhältnisse im evangelischen Schulhaus in der Schulstraße ließen damals sehr zu wünschen übrig.

Die Aufräumungs- und Ausbesserungsarbeiten schritten indes nur sehr langsam voran, so dass bei Beginn des Unterrichts am 1. Oktober 1945 nur der allergrößte Schmutz beseitigt war.

Für heutige Verhältnisse kaum noch vorstellbar waren die Bedingungen, unter denen in der Folgezeit Unterricht abgehalten wurde: Zwei Lehrkräfte teilten sich den abteilungsweise veranstalteten Unterricht der acht Jahrgänge, immer noch fehlten Lern- und Lehrmittel und selbst Kreide, Bleistifte, Federn, Hefte und Schiefertafeln konnten nur unter sehr schwierigen Umständen beschafft werden.

Auch war dringend notwendiges Heizmaterial nicht in ausreichendem Maß vorhanden, so dass der Unterricht bei niedrigen Temperaturen ausgesetzt werden musste.

Das vorhandene Brennholz war oftmals noch nass, Kohlen gab es überhaupt nicht, so dass die alten Öfen in den Klassenzimmern oftmals mehr beißenden Rauch als Wärme erzeugten.

Der Krieg war zwar beendet, seine Hinterlassenschaften waren jedoch noch lange nicht beseitigt: So vermerkt das Schultagebuch des Jahres 1946 noch eine Belehrung der Schüler über den Umgang mit Fundmunition und Sprengkörpern.

Aber auch Ermahnungen hinsichtlich des Verhaltens auf der Straße und in der Öffentlichkeit wurden ausgesprochen.

Selbst im Schuljahr 1946/47 hatte sich die Situation an der Volksschule in Sondernheim, die zwischenzeitlich von Willi Fath kommissarisch geleitet wurde, nicht grundsätzlich gewandelt. Zum

Schulalltag jener Zeit zählte immer noch Unterrichtsausfall in den Wintermonaten aufgrund von Brennstoffmangel, wie im Januar 1947, als der Unterricht aus diesem Grund fünf Tage lang ruhte.

Die Beheizung der Schulräume blieb auch im folgenden Schuljahr ein Dauerthema. Da die Gemeinde nicht rechtzeitig für genügend Heizmaterial gesorgt hatte, musste man sich einmal mehr mit frisch geschlagenem Brennholz begnügen. Auch eine Zuteilung an Briketts kam nicht in vollem Umfang bei der Schule an.

Das Schultagebuch vermerkt dazu im Oktober 1947: „Der beißende Rauch, den dieses Holz in den sehr beschädigten, alten Öfen entwickelte, erschwerte sehr den Unterricht bei Schülern und Lehrenden, wenn er denn in den ersten Vormittagsstunden überhaupt möglich war. Die der Schule zugewiesene Zuteilung an Briketts wurde von der Gemeindeverwaltung nicht im Sinne der Zuteilungsabsicht verwendet, so dass der Schule nur ein Teil der Zuteilung verblieb. Ein weiterer Umstand, der die Schularbeit gerade in der Winterzeit sehr erschwerte, war die sehr mangelhafte und verantwortungslose Reinigung der Schulsäle“.

Bei all diesen Schwierigkeiten wurde aber an demokratische Ansätze und Traditionen in jenen Jahren wieder angeknüpft. So erinnerte man am 18. März 1948 in einer Feierstunde an die Bestrebungen, eine demokratische Staatsform in den deutschen Ländern zu schaffen, die einhundert Jahre zuvor ihren revolutionären Anfang genommen hatte und erläuterte den Schülern der oberen Klassen die Arbeit der Paulskirchenversammlung, die im Mai 1848 zur Ausarbeitung der ersten demokratischen Verfassung zusammengetreten war.

Auch wenn nach der Währungsreform eine Besserung bei der Beschaffung neuer Lehrmittel festzustellen war und die Kinder nun über die notwendigsten Schreibmaterialien verfügten, gab es immer noch eine Fülle baulicher Mängel, die den Unterricht beeinträchtigten.

Kennzeichnend für die damalige Zeit waren immer noch Maßnahmen wie die Schulspeisung, mit der am 1. Juli 1949 begonnen wurde, und an der auch alle Schüler teilnahmen. Im Jahr 1950 fand die „Hoover“-Schulspeisung statt, die aus amerikanischen Spendegeldern finanziert wurde, im Rahmen der Gesundheitsvorsorge stand eine Tuberkulose-Schutzimpfung, die das schwedische Rote Kreuz kostenlos durchführte.

Im Lauf der 1950er Jahre besserten sich die Bedingungen, unter denen der Unterricht stattfand, zunehmend, doch die räumliche Enge unter einem Dach mit der Gemeindeverwaltung blieb bestehen, so dass 1959 der Beschluss gefasst wurde, ein neues Schulhaus zu errichten.

Nach den Plänen des Germersheimer Architekten Paul Reichardt wurde das neue Schulhaus ab Februar 1962 errichtet. Ende August 1963 war der Neubau bezugsfertig, so dass mit dem Schuljahr 1963/64 der Unterricht aufgenommen werden konnte.

Zehn Jahre später erhielt die Schule nach dem einem einstimmigen Beschluss des Ortsbeirates den Namen des Rheinstrombegradigers Johann Gottfried Tulla.



Das zu Beginn der 1960er Jahre errichtete neue Schulgebäude fand sich bald auch als Motiv einer Postkarte wieder, die Ansichten aus der damals noch selbständigen Gemeinde vermittelte. Die mittlere Abbildung auf der rechten Seite zeigt das alte Gemeindehaus, in dem bis zu diesem Zeitpunkt Schulklassen untergebracht waren.

Von der einstmalig politisch selbständigen Gemeinde zum Stadtteil

Rheinland-Pfalz in den frühen 1970er Jahren: Ein Bundesland reformiert nicht mehr zeitgemäße Verwaltungsstrukturen. Dabei werden u.a. ehemals selbständige Gemeinden in Verbandsgemeinden zusammengefasst, da die Verwaltungsreform dieser Jahre die Zusammenlegung von Gemeinden zu zukunftsfähigen Verwaltungs- und Serviceeinheiten forciert.

Dort, wo die „Freiwilligkeitsphase“ im Zuge administrativer Neugliederungen und Eingemeindungen bis zum 31.12.1971 ergebnislos verlaufen war, schuf der rheinland-pfälzische Gesetzgeber zur angestrebten „Stärkung der Verwaltungskraft“ die Tatsachen per Gesetz.

Ein Beispiel für diese Reformen war die Gemeinde Sondernheim, deren eigenständiges Dasein das „14. Landesgesetz über die Verwaltungsvereinfachung“ mit der Eingliederung in das Gebiet der Stadt Germersheim am 22. April 1972 beendete.

Die bevorstehenden Veränderungen mit der Aussicht, der Stadt Germersheim als Stadtteil zugeschlagen zu werden, hatte in den Monaten zuvor für reichlich Diskussionsstoff innerhalb der Gemeinde gesorgt, die in einer Zeit, in der sich das aufstrebende Germersheim durch beständiges Wachstum, Modernisierung und Industrialisierung definierte, um ihre lokale Identität und kulturelle Eigenständigkeit bangte.

Eine Abstimmung im Sondernheimer Gemeinderat, bei der keine qualifizierte Mehrheit für ein „Ja“ zur freiwilligen Eingemeindung nach Germersheim erreicht wurde, reflektiert die Stimmung jener Tage innerhalb des damaligen 2000 Seelen Dorfes. Da nutzte es auch wenig, dass die Fraktionen des Germersheimer Stadtrats von sich aus ihre Bereitschaft zur Aufnahme der Gemeinde Sondernheim erklärten.

Bei der symbolischen Schlüsselübergabe des alten Gemeindehauses verpflichtete der Germersheimer Bürgermeister Siegfried Jantzer den vormaligen Bürgermeister Dr. Ludwig Mayer nach der Eingemeindung als kommissarischen Ortsvorsteher und übernahm die ehemaligen Sondernheimer Gemeinde-Beamten in den Dienst der Stadt Germersheim.

Nach den Kommunalwahlen vom 23.4.1972 konstituierte sich der erste Sondernheimer Ortsbeirat und im Juni 1972 führte Bürgermeister Jantzer den Sondernheimer Ortsvorsteher Andreas Bauer in sein Amt ein.

Die lokale Verwaltungsreform hatte auch ein „postalisches Nachspiel“, da bei Briefen und Sendungen nunmehr zwischen „6728 Germersheim 1“ und „6728 Germersheim 2“ unterschieden werden musste, denn eine Reihe von Straßennamen waren plötzlich zweifach vorhanden – Eine Regelung, die erst aufgehoben wurde, nachdem die Straßenbezeichnungen abgeglichen und teilweise abgeändert worden waren.

Mit der Eingemeindung wurde der neue Stadtteil sofort Teil des umfassenden Modernisierungsprogramms, das die Stadt damals zielstrebig verfolgte. Noch im gleichen Jahr (1972) wurde mit dem Bau einer Kläranlage und der Kanalisation der Jungholzstraße begonnen. 1973 standen in Sondernheim der Straßenbau und die Kanalisation auf der Agenda städtischer Tiefbaumaßnahmen. Parallel dazu entstanden Wohnhäuser in den Neubaugebieten.

Zur Verbesserung zwischen dem Stadtteil und dem Stadtgebiet wurde die L 552 ausgebaut und sicherer gemacht und ein Gleisanschluss zum künftigen Luftwaffendepot gelegt. Dies setzte sich bis 1978 fort. Das Interesse galt aber auch dem alten Ortskern, den ein Umbau des Kirchenplatzes aufwertete. Mit dem Platz des ersten Kreissiegers beim Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“, den Sondernheim im Juni 1981 errang und weiteren Platzierungen in den Folgejahren, wurde den Bemühungen um ein attraktives Ortsbild Rechnung getragen.

Von großer Bedeutung war in diesem Zusammenhang auch die Aufnahme Sondernheims in das Dorferneuerungsprogramm des Landes Rheinland-Pfalz, wodurch Landesmittel für eine Reihe wichtiger Projekte in den Stadtteil flossen, wie z.B. zur Renovierung des alten Rathauses, zur Erweiterung der Tulla-Halle sowie zum Ausbau des Rathausplatzes.

Die 1980er Jahre waren gekennzeichnet von weiteren Erschließungsmaßnahmen in den Bereichen im „Herrenfeld“ und am „Bellheimer Weg“.

Im Mai 1986 konnte man eine neue Sporthalle nach einer Bauzeit von acht Monaten ihrer Bestimmung übergeben und ein Jahr später ging die erweiterte und umgebaute Tulla-Halle in Betrieb.

Gleichzeitig begann man mit der Ausarbeitung eines Dorferneuerungskonzepts für den Stadtteil, das den alten Ortskern revitalisieren und den Wohnwert steigern sollte.

Ein neues Baugebiet entstand nördlich der Jungholzstraße, während die Fertigstellung des Sportplatzes den Bedürfnissen der Sportvereine Rechnung trug.

Mit der Freigabe der Brücke über die L 552 im Dezember 1988 wurde die Anbindung neuer Straßenzüge zum alten Ortskern hergestellt.

Auch die Baulanderschließung ging in den Gemarkungsteilen Herrenfeld und Oberwald weiter voran, während die Stadtwerke ihr Ver- und Entsorgungsnetz ausdehnten und die Grundversorgung der Bürger des Stadtteils mit der Erweiterung der Kläranlage und der Gasversorgung verbesserten.

In den 1990er Jahren wurde durch die Neugestaltung der Kirchstraße im Bereich des Rathausplatzes der alte Ortskern erneut attraktiver gemacht. Und mit dem weiteren Anwachsen der Bevölkerung - 1995 zählte man bereits 4.000 Einwohner im Stadtteil – wurde dann auch wieder eine Erweiterung der Infrastruktur notwendig. So übernahmen die Stadtwerke Germersheim im Jahr 1995 die Stromversorgung von den Pfalzwerken und schufen in der Folgezeit ein zentrales Abwasserpumpwerk.

Zur heutigen sozialen Infrastruktur des Stadtteils zählen insbesondere die im Lauf der Jahre entstandenen Betreuungsangebote, die in zwei konfessionellen Regelkindertagesstätten sowie einem Schülerhort und einer altersgemischten Einrichtung – beide von der Stadt Germersheim betrieben – den Bedürfnissen des mittlerweile auf 4.500 Einwohner angewachsenen Stadtteils in diesem Bereich Rechnung tragen.



Dörfliche Idylle in Sondernheim anno 1972.